Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 24 (1930)
Heft: 16

Artikel: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben [Schluss]
Autor: Hodler, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926287

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Gehirngefäße füllen sich stärker mit Blut; das Organ des Geistes arbeitet rascher, aber ungenauer. Der Alkohol erregt die Phantasie und den Willen. Er macht wortkarge Menschen beredt. Er regt den Poeten zum Dichten an. Er schafft eine fröhliche Stimmung. All dies läßt sich nicht leugnen. Es scheint in der Tat, als ob der Mensch im Alkohol einen Freund und Helfer gefunden hätte.

Aber der Helfer läßt sich bezahlen. Er hilft nur auf Kosten der Gesundheit. Er setzt die Leistungsfähigkeit seiner Freunde herab. Millionen Blutzellen werden gelähmt. Sie versagen den Dienst. Das Alkoholgift setzt sich in den Geweben fest. Die Muskelfasern verfetten. Die anormale Fettbildung bewirkt Gicht und andere Uebel. Die Sinnesorgane leiden ebenfalls. Es treten Gesichts- und Gehörsstörungen ein. Die Leistungsfähigkeit des Herzens nimmt ab. Die Magenschleimhaut schwillt an; sie liefert nur noch spärlich Verdauungssäfte. An Stelle eines gesunden Appetites tritt das Verlangen nach stark gewürzten Speisen, die den Verdauungsapparat reizen. — Auch die Nieren und die Leber erfahren die aufreizende Alkoholwirkung in hohem Maße. Schrumpfung und Verkümmerung beider Organe ist die Folge. — Am allerschlimmsten wirkt der Frühschoppen. Er ist der sicherste Weg zum Verderben.

Gewiß verfallen nicht alle, die Wein trinken, diesem traurigen Schicksal. Tausende von „mäßigen Trinkern" freuen sich ihres Lebens. Aber ebenso viele führt die gepriesene persönliche Freiheit dem Untergang entgegen. Davon wissen die Leiter der Irren- und Strafanstalten zu erzählen. Wie viele Geisteskranke, Schwachsinnige, Blödsinnige sind Opfer der Alkoholvergiftung. — In den Wirtschaften geht viel Zeit und Geld, viel Kraft und Gesundheit verloren. Und die Folgen sind Zerstörung des Familiensinnes und Familienlebens.

Der eine oder andere Leser mag denken, das sei zu schwarz gemalt, sei übertrieben. Er möge Statistiken über den enormen Alkoholverbrauch in der kleinen Schweiz nachlesen. Besser noch, er besucht die Spitäler und Anstalten, in welchen die Alkoholkranken und ihre Nachkommen versorgt und verpflegt werden. Vielleicht muß er nachher Dr. Sonderegger Recht geben, der sagt: „Wer mäßig Wein trinkt, tut gut; wer gar keinen trinkt, tut besser". E. Müller.

Zur Unterhaltung

Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben.

Von E. Hodler. (Schluß.)

III.

Am Abend kam Othello, um seinen Freund und Zögling zum Kommers abzuholen.

„Wirst Du diese Nacht wieder ausbleiben?" fragte Luise, als sich die beiden Jünglinge von ihr verabschiedeten.

„Entschieden, denn der zweite Akt dehnt sich bis zum Morgengrauen aus."

„Wirst Du diese ewigen Nachtschwärmereien aber auch aushalten?"

„Entschieden, aber nicht Deine konstanten Nörgeleien."

Luise schwieg verletzt, was Othello veranlaßte, einzulenken.

„Fräulein Luise," sagte er, „wer einmal die Farben schwingt, muß mit den Wölfen heulen."

„Exempla docent," scherzte Moritz. „Betrachte Dir dies bemooste Haupt, Luise! Seit zehn Semestern hüpft er mit konstanter Beharrlichkeit von einer fröhlichen Seite zur andern, und in der Zwischenzeit gedeiht er prächtig."

„Während Du trübselig im Sumpf herumschwaderst wie eine Kaulquappe und dabei nächstens versumpfst. Bei mir muß prinzipiell Alles grundsätzlich aus dem Vollen gehen." So spottete Othello und schlug kräftig auf Moritzens Schulter.

„Was sagst Du zu diesem Argument, Luise? Du schweigst! — Auch gut! — Red' oder schweig' entweder! — Und das Mägdlein war mäuseleintot, juhe! Geschlagen und mäuseleintot."

„Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold," sagte Othello.

„Urgelungen!" rief Moritz. „Luise, wenn Du Deine Bude voll Gold geschwiegen hast, so darfst Du ex tempore auch wieder einen Pauk halten. Jetzt gib uns Deinen Segen, vale!"

„Nein, Moritz, warte noch ein wenig, einmal muß ich sprechen. Die Jugend muß austoben — das verstehe ich. Du sagst, Weiber begreifen nichts davon, — doch Moritz, ich begreife das vollkommen. Gott bewahre mich davor, Dir Deine fröhliche Jugendlust zu vergällen. Aber Moritz, bedenke Eines: Du bist nicht reich, Du mußt einstweilen noch Deinem Onkel zur Last fallen, der diese Last nur wider Willen auf

sich genommen hat, der heute oder morgen sterben kann. Deine Gesundheit ist auch nicht stark. Unsere liebe Mutter starb an der Auszehrung, und Du hast ganz ihre Konstitution. Auch studierst Du jetzt im neunten Semester. Andere Jünglinge, die ihre Studien mit Dir begonnen haben, stehen jetzt in Amt und Würde, Du aber bist ferner davon als jemals. Denke nur an Deine Freunde, Reiner und Schütz."

„Das waren sogenannte Streber, mit denen lasse ich mich nicht zusammenstellen," sagte Moritz.

„Nein, Moritz, das glaubst Du selbst nicht. Sie haben ihre Jugend auch genossen, sie waren so frisch, so froh, so frei wie nur irgend Einer. Sie haben auch — wie Du es machst — getobt; aber sie haben auch ausgetobt. Wenn der Onkel seine Hand von Dir abzieht, wie er gedroht hat, was willst Du dann beginnen?"

„Das wird sich finden, wenn der Fall eintrifft. Verlange nicht von mir, daß ich nach Weiberart ein imaginäres Unglück bewinsle."

„O Moritz, Liebster, mißverstehe mich nicht absichtlich. Wer meint es besser mit Dir, als ich? — Wen habe ich denn sonst auf der Welt, als Dich? — Du bist ja mein Alles, mein Liebstes, mein Einziges, ich lebe ja nur für Dich. Soll ich Dich da mit offenen Augen zu Grunde gehen sehen?"

„Sieh, Schwester, Du quälst Dich eben ganz unnützer Weise, die Dinge stehen nicht so schlimm, wie Du Dir vormalst. Du bist eine gute Predigerin, aber nur pro domo, vom Komment verstehst Du nichts. Aber wenn Du vielleicht ein paar Bockbatzen für mich erübrigen kannst, so werde ich das besser zu würdigen wissen; denn Dein langer Pauk hat mir einen riesigen Durst gemacht."

„Und das ist Alles, was meine Worte gefruchtet haben! — Ich habe Dir gestern zwanzig Franken gegeben, es war Alles, was ich hatte. Ich habe für mich selbst nichts mehr."

„Das kann glauben, wer will. Viel Worte brauchet, wer verneinen will, sagt, glaube ich, Shakespeare irgendwo. Ganz Weiberart, viel schöne Worte, aber keine Früchte!"

So zürnte Moritz, ging hinaus und schlug die Türe heftig hinter sich zu. Draußen fand er seinen Freund, der das Zimmer verlassen hatte, als die Situation ernst zu werden drohte.

„Meine Schwester ist nicht mehr bildungsfähig," klagte er diesem mit gereizter Stimme.

„Sie erzieht Dich zum richtigen Pantoffelhelden."

„Ich werde sie nächstens verlassen müssen."

„Komm zu mir, ich will Dich zum Manne machen. Emanzipiere Dich vom Weiberregiment."

Und so geschah es. Moritz verließ seine Schwester, der diese Trennung so bitter war wie eine Trennung vom Leben selbst, welches von dieser Zeit an jeden Wert für sie verlor.

Die Jahre flogen dahin. Luise war allein und blieb allein. Moritz aber hatte sich ins brausende Leben geworfen, unzertrennlich von seinem Freunde Othello, dessen größte Sorge es zu sein schien, sein hübsches Vermögen so schnell wie möglich los zu werden, wobei ihm Moritz getreulich half. Die vielen Talente des Jünglings erwarben ihm auch andere Freunde und Gönner; seine seltene Schönheit und Liebenswürdigkeit öffnete ihm die Häuser der Reichen und Vornehmen. Seiner Schwester gedachte er selten und besuchte sie nie. Sie war ihm von keinem Nutzen mehr, denn ihre wenigen Ersparnisse, die sie ihm immer regelmäßig gegeben, waren nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Und wenn sie es auch aufgegeben hatte, ihm Vorstellungen zu machen, so waren ihm ihre traurigen Augen doch ein unerträglicher, wenn auch stummer Vorwurf.

Aber die Jugend verrauschte, und es kam die Zeit, wo die Welt Früchte verlangte von dem Baum, der so schön geblüht hatte. — Da zeigte es sich, daß das Mark des Baumes vertrocknet war. Der einst so hoffnungsvolle, talentvolle Moritz fiel mehrere Male durchs Examen. Der Onkel Pfarrer zog seine Hand von ihm ab, und so war Moritz gezwungen, sich seines Lebens notdürftigsten Unterhalt in einer ganz untergeordneten Stellung zu erwerben. Es kamen Tage der Krankheit, des Elendes und der gänzlichen Verlassenheit. Bankerott an allen seinen Hoffnungen schleppte er ein elendes Leben dahin, niemand zur Freude, sich selbst zur Last.

Und Luise? Sie konnte es nicht ertragen, auch nur seinen Namen zu hören. Sie hatte Anstellung in einer fremden Stadt gesucht, damit sie dem Bruder nicht mehr begegne, denn er war ihr in den Tagen des Glanzes jedesmal auf der Straße ausgewichen, wenn er sie sah.

Luise führte ein einsames Leben. Sie suchte keine Gesellschaft, denn sie war durch das Unglück verschlossen, ja fast menschenfeindlich geworden.

„Sie müssen zuweilen ausgehen in Gesellschaft," sagte einst ihre Hauswirtin zu ihr. „Ein

junges Mädchen kann nicht immer so allein leben."

„Jung? — Ich habe keine Jugend gehabt."

„Sie haben viel gelitten, das sieht man Ihnen an; aber Sie dürfen sich nicht so abschließen, eine solche Einsamkeit hält kein Mensch aus."

„Ach, sehen Sie, ich bin ein gar absonderliches Wesen, an mir ist schon Hopfen und Malz verloren. Alle, die ich liebte, haben mich verlassen. — Meinen Vater habe ich zweimal verloren, zuerst durch seine zweite Heirat und hernach durch seinen furchbaren Tod. Meinen Bruder habe ich auch verloren." — —

„Auch durch den Tod?"

„Nein — ich möchte sagen, auf schlimmere Weise, als durch den Tod. Kurz, jetzt fürchte ich mich davor, mein Herz noch an jemand zu hängen. Lieber will ich freiwillige Einsamkeit als Verlassenheit. Wenn die eigensten, liebsten Blutsverwandten treulos und undankbar sind, was kann man da von Fremden erwarten?"

„Du lieber Gott, Alles — nur nicht Dankbarkeit. Es heißt in einem alten Lied:

Und ist die Treu auch noch so groß,
Daß kein Wagen sie ziehen kann und kein Roß,
Die Dankbarkeit ist nur so klein,
Daß ein Mücklein sie zieht an einem Bein."

„Was für ein trauriges Lied!"

„Aber wahr. — Je mehr Sie den Menschen geben, desto mehr verlangen diese von Ihnen. Und hat man Sie einmal ausgepreßt und ausgequetscht wie eine Zitrone, so wirft man Sie auf die Seite wie unnützen Plunder. Die Menschen sind nun einmal so; es ist halt eine schnöde Welt. Wer nicht zu sich selbst sieht, der wird übertrumpft."

„Aber wissen Sie, Sie predigen ja den krassesten Egoismus. Die Menschen sind doch da, um sich zu helfen, zu unterstützen und zu lieben. Alle schönen und heiligen Gefühle sind doch nicht ausgestorben auf der Welt."

„Sehen Sie, ich will Ihnen sagen, was Ihnen fehlt. Sie trauen den Menschen zu viel schöne Gefühle zu, und so werden Sie gar oft enttäuscht und müssen darunter leiden. Ist es nicht so?"

„Etwas haben Sie wohl recht."

„Sie müssen die Menschen halt in Gottesnamen so hinnehmen, wie sie sind. Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Egoismus regiert die Welt. — Ich will Ihnen einen guten Rat geben: Suchen Sie selbst von den Menschen so viel Nutzen zu erpressen, als Ihnen nur immer möglich ist, aber mit Gegenleistungen befassen Sie sich nur dann, wenn Sie es nicht umgehen können. Sie werden sehen, daß Sie bei dieser Maxime am besten fahren. Alles andere ist Sentimentalität, Larifari, gut für Romane, aber im praktischen Leben nicht anwendbar."

„Halt — jetzt ertappe ich Sie aber hübsch auf Widersprüchen. In demselben Augenblick, wo sie dem Egoismus das Wort reden, geben Sie sich die allergrößte Mühe, mir Gutes zu tun. Wie reimt sich das?"

„Du lieber Gott, ich gebe Ihnen einen guten Rat und der kostet nichts. Uebrigens können Sie nicht wissen, ob ich nicht dabei nur meinen eigenen Nutzen im Sinn habe. Wenn Sie immer so melancholisch dahin brüten, so könnten Sie mir leicht krank werden und dann müßte ich Sie pflegen."

„Keineswegs! Nach Ihren Theorien müßten Sie das nicht. Sie dürften mich bloß wegschicken, wenn ich Ihnen keinen Nutzen mehr brächte."

„Und würde dann die pünktlichste und ruhigste Mieterin verlieren, welche ich jemals hatte. Nein, nein, es lohnt sich schon der Mühe, Ihnen ein bißchen Lebensweisheit zu predigen. Sehen Sie, ich habe, weiß Gott, auch Unglück genug gehabt in meinem Leben. Schwere Schicksalsschläge, die mich fast niederwarfen. Da habe ich gelernt, das Leben so hinzunehmen, wie es kommt. Man muß aus Allem das Beste zu machen suchen. Das Brüten über vergangenem Leid nützt nichts.

Glücklich ist, wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist.

Ich hab's wie meine Katze, die kann zehnmal vom Dach herunterpurzeln, immer fällt sie wie ein Gummiball leicht auf ihre Füße und bummelt unversehrt davon. Und Sie sehen doch auch nicht darnach aus, als ob Sie auf den Kopf gefallen wären, Fräulein Luise. Es fehlt Ihnen nur ein bißchen Elastizität."

„Wenn das Unglück mit unbarmherziger Hand alle Elastizität in mir zerbrochen hat? Wenn ich nichts mehr hoffe vom Leben und auch nichts mehr wünsche?"

„Das ist unnatürlich. So lange Sie leben, dürfen Sie nicht aufhören, zu hoffen und zu wünschen. Da kenne ich einen schönen Spruch von Rückert:

Etwas wünschen und verlangen,
Etwas hoffen muß das Herz,
Etwas zu verlieren bangen
Und um etwas leiden Schmerz.

Sie haben gewiß schon gemerkt, daß ich nicht — was man so nennt — eine gebildete Frau bin. Ich habe keine gute Schule genossen, zu meiner Zeit gab man nicht so viel auf Schulbildung, wie heute. Aber das Leben hat mich erzogen. Wenn meine Tagesgeschäfte abgewickelt sind, so lese ich abends gern ein gutes Buch. Keine Romane, die liebe ich nicht, denn die meisten geben uns einen ganz falschen Begriff vom Leben. Mir scheint immer, um Romane schreiben zu können, müsse man das Leben und die Menschen durch und durch kennen. Aber da haben große Dichter so schöne Sachen geschrieben, Sprüche, Gedichte und einfache, ergreifende Geschichten. Diese Sachen lese ich gern, und was mich am meisten ergreift — ein kluges Wort, ein treffender Spruch, der mit paar Worten mitten ins Schwarze zielt — das schreibe ich mir ab. Und da ich nun schon einmal dabei bin, so will ich Ihnen noch einen solchen schönen Spruch von Emanuel Geibel aufsagen:

Wenn's etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal,
So ist's der Mut, der's unerschüttert trägt.

Nicht wahr, das ist ein großartiger Spruch? — Es braucht Mut, aber wer ernstlich will, der findet die Kraft, gar vieles zu vollbringen. Man ist oft viel stärker als man glaubt — das habe ich an mir erfahren. Solche schöne Sprüche helfen mir, dem Leben seine beste Seite abzugewinnen."

Und die philosophische Hauswirtin verließ ihre Mieterin und überließ sie den Betrachtungen, die sie in ihr geweckt hatte.

Luise dachte lange über ihre Worte nach. — Man muß dem Leben seine beste Seite abgewinnen. — Darin liegt ja wohl die größte Lebensweisheit.

Sie öffnete das Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Der Regen peitschte ihr ins Gesicht und wilder Sturm zerriß die Bäume unter ihrem Fenster. Alte Erinnerungen stiegen in ihr auf. Es war eine Nacht wie jene, wo sie vergebens auf ihren Vater gewartet hatte, den sie in diesem Leben nicht mehr sehen sollte. Ein wunderbares Gefühl überkam sie. Es schien ihr plötzlich, sie sei nicht mehr allein, sie meinte die Nähe ihres Vaters zu spüren. Hatte die kluge Frau, die soeben von ihr gegangen war, nicht viele Worte gesprochen, die sie an Aussprüche ihres Vaters erinnerten? — Hatte Luise nicht heute eine Freundin gefunden, die sie verstand auch ohne Worte; die in ihre Seele blickte wie in ein aufgeschlagenes Buch? — War es der geistige Einfluß ihres Vaters, der ihr diese Freundin erweckt hatte? Wer konnte es wissen? Wer kennt den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen der irdischen und überirdischen Welt? Sollte es unsern teuern Vorangegangenen nicht möglich sein, ins Leben der Hinterlassenen liebend einzuwirken?

Mit fliegender Hast eilte sie zum Tisch und warf einige Verse aufs Papier, durch welche sie ihr volles, von unbestimmten Hoffnungen überfließendes Herz zu befreien suchte. In erregter Stimmung kamen ihr die Verse von selbst in die Feder, es war, als ob ein unsichtbares Wesen sie ihr zuflüstere.

Abend ist's. — Kein Sternlein seh' ich funkeln
An dem fernen, weiten Himmelszelt.
Und kein Sternlein in der Nacht, der dunkeln,
Die mein armes Herz umfangen hält.

Hier auf Erden ist mir nichts geblieben,
Nenn' ich nichts mein eigen, als mein Grab,
Meines Vaters Hügel. — Ach hienieden
Ist's die einz'ge Heimat, die ich hab'.

An den Hügel denk' ich heut mit Tränen,
Der das treuste Herz auf Erden deckt.
Was hier ruhet, das wird durch kein Sehnen,
Durch kein schmerzlich Wünschen auferweckt.

Aber dennoch fühl' ich, wie sein Lieben
Mich beschützet noch mit starker Hand,
Wie mein Schifflein er vom Strom, dem trüben,
Sanft hinüber lenkt zum Heimatland.

Schwere Schritte störten sie aus ihrem friedlichen Traum. Sie hörte die Stimme der Hauswirtin sagen:

„Klopfen Sie nur an die letzte Türe, dort ist das Zimmer von Fräulein Luise."

Erstaunt erhob sich Luise und öffnete dem unerwarteten Besuch die Tür. Aber sie prallte wie von einer Kugel getroffen zurück, als sie ihren Bruder erkannte, der bei ihrem Anblick erschüttert auf der Schwelle ihres Zimmers zu Boden sank. Sie glaubte ihn in dem Zustand, in welchem sie ihn oft gesehen hatte, und rief mit erstickter Stimme:

„O Moritz! — So — so — muß ich Dich wieder sehen!"

„Schwester!" — stammelte Moritz und hielt die Zurückweichende am Kleide fest — „Schwester, Du irrst Dich. Ich bin nüchtern — nüchtern seit vielen Tagen!"

Sie beugte sich nieder und suchte ihn aufzurichten, aber sie konnte nicht sprechen.

„Schwester — laß mich bei Dir sterben!"

„Moritz!" schrie Luise auf, „so weit ist es noch nicht!"

„Glaubst Du, ich wäre zu Dir gekommen,

wenn ich nicht sicher wüßte, daß ich sterbe? — Luise, kannst Du mir verzeihen?"

„Moritz, auf diese Stunde habe ich gewartet vom Tage an, wo Du von mir gingest."

„Kannst Du verzeihen?"

„Nun Du zurückgekehrt bist, ist alles wieder gut."

„Kannst Du verzeihen?"

„Möge Gott mir verzeihen, wie ich Dir verzeihe!„

„Ich komme in der elendesten Gestalt. Schwindet Deine Liebe nicht bei meinem Anblick?"

„Nein Moritz — die Liebe schwindet nicht, sonst wäre sie's nie gewesen."

Und so waren die Geschwister wieder vereinigt. Luise pflegte ihren Bruder wie eine Mutter ihr Kind. Sie wollte ihn nicht verloren geben, sie klammerte sich an die Hoffnung mit der ganzen Kraft ihrer Seele. So gelang es ihr, den dünnen Lebensfaden noch einige Zeit vor dem Zerreißen zu bewahren.

Wehmütig und doch unaussprechlich glücklich waren die Geschwister in diesen Tagen.

„O könnte ich wieder gut machen," sagte Moritz oft, „ich wollte versuchen, ein Mann zu werden, an dem Du Freude erleben solltest."

„Noch ist es nicht zu spät."

„Es ist zu spät — zu spät für dieses Leben. Die Aerzte im Spital entließen mich mit dem Ausspruch, es sei keine Hoffnung auf Genesung. Keine Hoffnung nannten sie, was für mich die einzige Hoffnung ist. O mein unnützes, verschleudertes Leben! Ich kann nicht besseres tun, als sterben!"

„O Moritz, sprich nicht so! — Du zerreißest mein Herz!"

„Deinetwegen wünschte ich zu leben, Du treue, Du gute Schwester. Deinetwegen schmerzt es mich, daß ich gehen muß und Dir nichts — und Dir nie vergelten kann!"

„Gott wird uns gnädig sein."

Und Gott war gnädig, aber auf andere Weise, als Luise dachte.

Moritz genas. — Und in demselben Maße, wie er sich erholte, welkte Luise dahin. Die vielen Erschütterungen hatten ihr Leben gebrochen. Als Moritz erkannte, daß Luise auf dem Wege zu ihrer ewigen Heimat sei, gebärdete er sich wie ein Wahnsinniger. Sie aber faßte seine Hand und drückte sie innig und fest.

„Warum konnte nicht ich gehen! Warum nicht ich!" schrie Moritz im Paroxismus seines Schmerzes.

„Du hast noch viel gut zu machen, Lieber! — Der Vater will Dir Zeit geben, gut zu machen!"

„Warum nimmt er mir Dich? — An Dir hab' ich gesündigt! An Dir zu allermeist! An Dir habe ich gut machen wollen!"

„Vergilt mir dadurch, daß Du an Dir selbst gut machst! Versprich mir das, mein Lieber."

„Wozu, wenn Du von mir gehst? — Du — die ich Elender getötet habe!"

„Versprich es mir, dann kann ich ruhig sterben!"

Und er versprach es. — Luise eilte rasch ihrem Ende zu. Die aufopferndste Pflege ihres Bruders und der guten Hauswirtin vermochte nicht mehr, sie zu retten. Sie schlief fast immer. Moritz verließ ihr Lager nicht. Er hielt beständig ihre Hand in der seinen und jeder seiner Blicke war eine Selbstanklage, war eine Bitte um Verzeihung. Einst fuhr Luise jäh aus ihrem Schlafe auf und rief leise seinen Namen.

„Wünschest Du etwas, Liebe?"

„Sieh Moritz, wie die Schatten der Bäume lang über die Wiese fallen. — — Das ist ein Zeichen, daß die Sonne untergehen will."

Moritz sank schluchzend vor dem Lager auf die Kniee.

„Keine Geschichte mehr, Moritz, keine Geschichte mehr!" Bei diesen Worten verfiel sie wieder in Schlummer.

Ihr letztes Erwachen und ihr Hinüberschlummern in die Ewigkeit war herrlich. Sie richtete sich auf und ihre weit geöffneten Augen strahlten in überirdischem Glanz.

„Schau Moritz!" rief sie, „schau — dort — dort wartet der Vater! — Auf Wiedersehen — dort — beim — Vater — Moritz!" Ihr Haupt sank zurück — ihr Atem entwich. —

Moritz trug das Leid wie ein Mann. — Er raffte sich auf und suchte gut zu machen. Wenn seiner Schwester vergönnt war, aus einer bessern Welt auf den geliebten Bruder zu schauen, so sah sie ihn als glücklichen Familienvater und ihren Namen sah sie heilig gehalten von Allen, die ihm angehörten.

Aus der Welt der Gehörlosen

Bern. In Schwarzenberg-Rüti bei Riggisberg ist am 6. August nach langer schwerer Krankheit der gehörlose Christian v. Niederhäusern gestorben im Alter von 64 Jahren. Wir erinnern uns gern dieses bescheidenen redlichen Menschen.